Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 1

Artikel: Die magischen Rosen
Autor: Martin, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073869

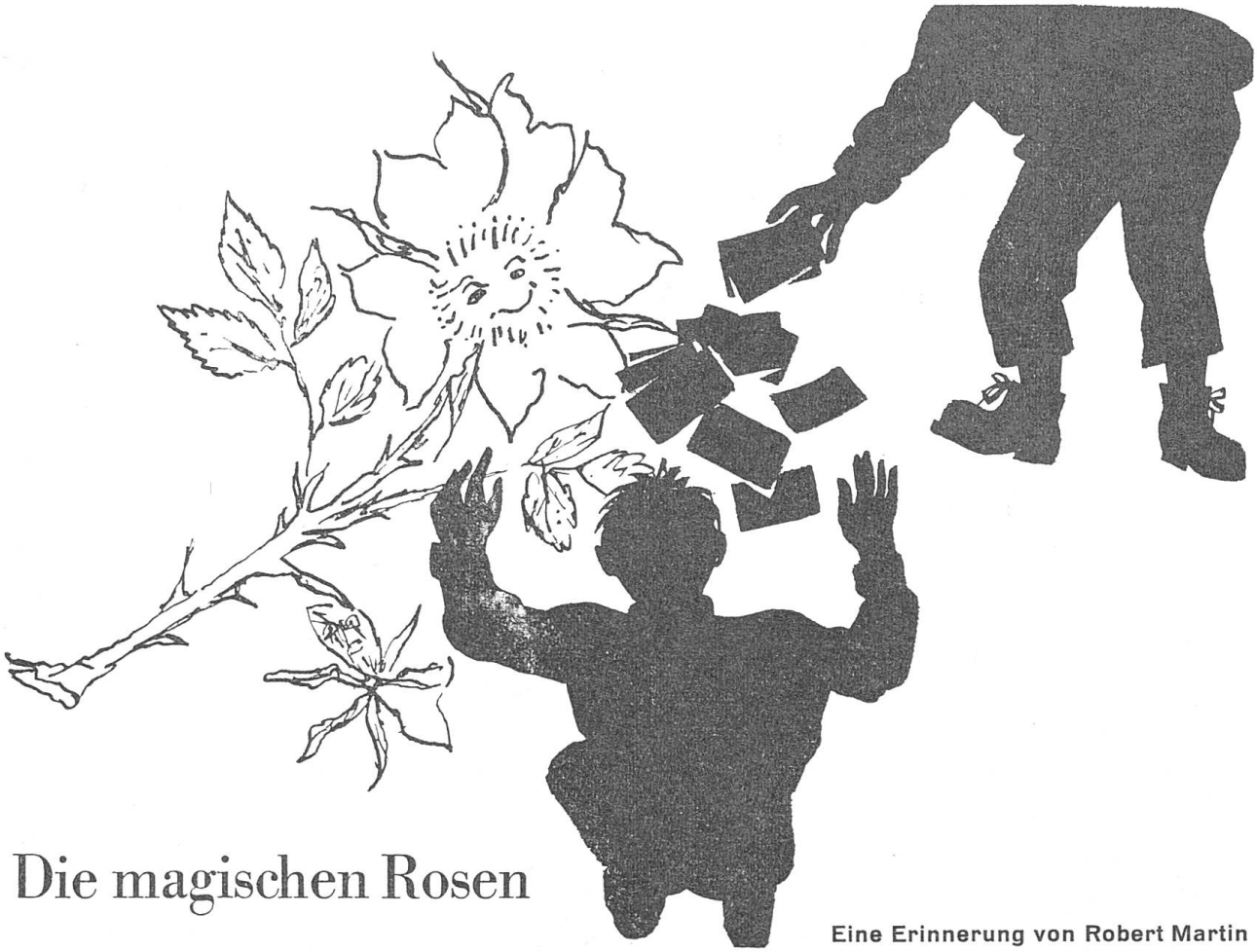
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Die magischen Rosen

Eine Erinnerung von Robert Martin

Zum ersten Mal traf ich ihn, als er etwa zehn Jahre alt war. Er hockte auf einem der schmierigen Abfalleimer vor der mechanischen Werkstätte. An die zerkritzelte Backsteinmauer gelehnt, träumte er mit weitoffenen Augen den Möwen nach, die der Wind vor den Schneewolken trieb wie weiße Gischtfetzen auf schwarzen Wellen. Zwischen den schmalgezogenen Lippen und den Zähnen zischelte er eine wirre Melodie. Dazu schlug er mit den Absätzen seiner klobigen Holzschuhe im Takt an den Kübel. Er trug lange Hosen ohne Umschläge; sie machten ihn älter und erwachsener. Sein rostroter Pullover war altmodisch und grob geflickt. Um den Hals hatte er mit einem wulstigen Knoten eine verfilzte Wollschärpe geschlungen.

Als er mich sah, hörte er auf zu pfeifen, senkte seinen Kopf und schlegelte stärker mit den Schuhen. Eine Haarsträhne fiel ihm in die Augen. Er mußte blinzeln. Aber er strich sich sein Haar nicht zurück.

Wir starrten uns an.

Ich überlegte, ob ich ihn angreifen sollte. Er war neu im Quartier, war bis jetzt noch nie in unserem Hof mit dem schlechten Pflaster und den langen Schatten aufgetaucht. Ein Neuer in unserer Straße wurde immer angegriffen. Man mußte schließlich wissen, wer stärker war.

«Kennst du das mit den magischen Rosen schon?» fragte er plötzlich.

Seine dünne, mädchenhafte Stimme überraschte mich. Sie paßte nicht zum rostroten Pullover und den schwerfälligen Schuhen.

«Was für Rosen?» mißtraute ich.

«Es ist eine Zauberei», erklärte der Junge, wobei er ein neues, lackglänzendes Kartenspiel aus der Hosentasche zog. «Siehst du, das ist ein ganz gewöhnliches Jaßkart: Eicheln, Rosen, Schellen; Banner, König und As, überhaupt, mit allen Karten.» Dabei ließ er wie ein Taschenspieler mit dem gebogenen Daumen seine Karten schnurren, so, daß die verschiedenen Farben rasch aufblitzten. Nun sprang er vom Abfalleimer und stand nahe neben mich.

«Jetzt denke ich meinen geheimen Zauber, ich darf ihn nicht laut sagen, so geheim ist er,

und alle Karten werden dann verzaubert. Auf allen – du glaubst es noch nicht – werden dann Rosen erscheinen.» Einen Augenblick stand er reglos da und richtete seinen Kinderblick ernst nach oben.

Dann fuhr sein Daumen wieder über das Spiel. Diesmal blätterte er etwas langsamer. Und wirklich, lauter gelbe Hagröschen blühten blitzschnell auf und verschwanden: auf dem Banner, bei König, Bäuerlein und als fettes As, überall rankten sie. Ich lachte verlegen. Der Neue grinste.

«Mach es noch einmal», bat ich. Ich hatte vergessen, daß ich ihn eigentlich prügeln wollte. Noch drei, vier Mal verwandelte der Junge seine Karten. Einmal erschienen alle Farben, dann nur wieder die heraldischen Rosen, ganz nach seinem Belieben. Mir war das unbegreiflich.

Bis ihm die Karten einmal entglitten! Sie trudelten zu Boden in den Schnee und sahen aus wie buntes, zerschlagenes Glas. Jetzt hatte ich Gelegenheit, hinter den Zauber zu kommen. Rasch bückte ich mich und begann die Karten zusammenzulesen. Kritisch schaute ich sie an, wendete und bog sie.

Dabei entdeckte ich, daß fast allen der schmälere weiße Rand auf der einen Seite abgeschnitten war. Nur die Karten mit den Rosen, das sah ich deutlich, hatten die normale Größe.

Der Trick war einfach, ich probierte ihn nachher selber aus: Klopfte man das Jaßkart einige Male in der flachen Hand, verschwanden die kupierten Karten zwischen den größeren Rosen, von denen zwei Garnituren im Spiele waren. So blitzten beim Blättern nur die gelben Blumen auf. Drehte man das Spiel – wobei man es fest in den Fingern halten mußte – waren alle Kanten gleich hoch und es erschienen alle Farben.

Er ließ mich die Karten allein zusammenlesen; sie schienen ihm gleichgültig geworden zu sein. Als ich aufstand, zuckte er die Achseln. Und er hatte den gleichen altklugen Blick wie vorhin, als er den Möwen nachschaute.

Richard, so hieß der Neue, erschien jetzt öfters in unserem Hinterhof, der mit dem knotigen Kastanienbaum und dem verwahrlosten, schummrigen Lagerschuppen der mechanischen Werkstätte unser liebster Spielplatz war.

Die alte Derrer, eine wortkarge Frau mit harten Händen und einem harten Mund, zog ihn groß. Zwar sagte er ihr «Großmutter» und ihrer beschränkten, einfältig lächelnden Schwester «Tante». Aber die Derrer hatte keine Kinder gehabt. Niemand wußte, woher der Bub war. Aber er sprach den Dialekt unserer Stadt.

Nachdem wir uns einmal richtig geprügelt hatten – wir mußten doch wissen, wer stärker war – wurden wir Freunde. Es war zwar eine lockere Freundschaft. Manchmal sahen wir uns tagelang nicht. Richard trieb sich dann in andern Straßen und Quartieren herum. Er war unstet und unzuverlässig. Seine Versprechen nahm er nicht ernst; auf seine Abmachungen konnte ich mich nie verlassen. Oft wenn ich vergeblich beim Färbereikanal auf ihn wartete, schwur ich mir, ihn nie mehr zu treffen. Wenn er dann wieder auftauchte, mit irgend einer fadenscheinigen Ausrede und einem ausgefallenen, absurden Vorschlag zu irgend etwas Neuem, vergaß ich gerne die beschämende Warterei.

Und er hatte phantasievolle Pläne! Er gehörte zu jenen Phantasten und Tagträumern, die immer wieder enttäuschen, aber auch stets wieder faszinieren. Er wollte Schiffsmodelle basteln, einen Bobsleigh bauen, brachte einen Plan für einen selbstgemachten Fallschirm und wollte mehr als einmal nach Norwegen ausreißen. Norwegen war, so glaubte er, das Land, wo alle Möwen herkamen. Und die Möwen bedeuteten für ihn Ferne, Ungebundenheit und Sehnsucht. Es waren die Schwalben seiner Jugendträume.

Aber nie hat Richard etwas zu Ende gebracht. Kaum hatte er eine Sache mit Begeisterung begonnen, zog ihn wieder etwas anderes, Unbekanntes in seinen Bann. Sobald er einer eingetauschten Okarina ein paar bukolische Töne entlocken konnte, verschacherte er sie gegen einen Transformer. Die mit Ungeduld begonnene Markensammlung verkaufte er nach acht Wochen für einige Batzen, die noch zum Erwerb eines Feuersalamanders fehlten. Damals wollte er nämlich einen Zoo gründen.

Trotzdem sein Leichtsinn und seine Unzuverlässigkeit meiner eigensinnigen Ausdauer und noch mehr meiner Rechthaberei zuwider waren, blieben wir Freunde. Vielleicht weil wir zusammen, fast Schritt für Schritt den Weg aus der versponnenen Welt der Kindheit ins Erwachsensein machten: Mit Andacht und einem schlechten Gewissen zelebrierten wir die erste Zigarette, als wäre es ein mystischer Kult. Zusammen verleugneten wir später an der Kasse eines Vorstadtkinos beharrlich unsere

Minderjährigkeit. Wir besserten dann unser Alter nochmals beträchtlich auf, als wir unser erstes Rendez-vous hatten. Der rachitische Kastanienbaum im Hof trieb gerade die ersten Blättchen. Aus einem kleinen Kreis zerstampfter Erde im porenlosen Asphalt hatte er wieder die Kraft zum Blühen geholt, wie jedes Jahr. Wir lehnten an seinen zerschrundeten Stamm. Die beiden kichernden Mädchen traten vom einen Fuß auf den andern. Richard troff vor Liebenswürdigkeit und Brillantine. Ich hatte heiße, feuchte Hände. Die Lüge, die ich nachher über mein zu spätes Heimkommen erfand, schien mir der Apfelbiß im Paradies der Kindheit.

Später verließ Richard unsere Stadt.

«Ich habe eine glänzende Stelle in einer Großgarage der Grenzstadt», sagte mir Richard mit heruntergezogenen Mundwinkeln bei unserer nächsten Begegnung. «Als Mechaniker?» fragte ich, denn er hatte ja keine Berufslehre gemacht. «Nein, weißt du, eher in der kommerziell-technischen Sparte.» Ich vernahm später, daß er dort Tankwart war.

Dann sah ich Richard zwölf Jahre nicht mehr. - Gestern abend stand er vor meiner Wohnungstür.

«Du?» sagte ich verblüfft. In mein Staunen und meine Freude mischte sich auch die Verlegenheit, die einen befällt, wenn man jemanden trifft, dessen Brief vor langer Zeit unbeantwortet blieb.

«Ja, ich», meinte er mit einem schiefen Lächeln, das eine Zahnlücke verbergen sollte, «der alte Richard.»

Sein Händedruck war lau; die andere Hand hielt er salopp in der Hosentasche. Wir musterten uns einen Augenblick. Er war gepflegt und gut angezogen. Nur die Silberkrawatte paßte schlecht zum rohseidenen Hemd.

«Ich bin sehr pressant, weißt du, das Geschäft...», wollte er die Einladung zum Nachtessen ausschlagen. Aber schlußendlich blieb er doch.

Er sprach viel und rasch, wie früher, aber nie von sich selbst. Wirklich «der alte Richard», wie er gesagt hatte. Zwar zogen sich zwei Falten von den Nasenflügeln zum leicht blasierten Mund. Und das Leben hatte auch ihm an der Stirne ein Dreieck in den Scheitel gezogen. Sein Blick war unruhig. Aber er hatte immer noch ein gutes Gesicht.

«Was hast du immer getrieben in den dutzend Jahren», interessierte ich mich endlich.

«Ach, so allerhand, ich war da und dort, bis ich meine jetzige Stellung fand. Aber jetzt habe ich eine Lebensstellung. Jetzt bin ich eingestiegen in die großen Geschäfte. Chemischer Betrieb, weißt du, eine patente Sache. Schon immer sagte ich mir: ‚die Zukunft der Welt liegt im Reagenzglas.' Nun, das ist auch mein ‚business' geworden.» Und er sprach von den ungeahnten Möglichkeiten der Chemie, wobei er besonders die Textilien hervorhob. Mir fiel plötzlich sein einstiger Plan vom selbstgemachten Fallschirm ein. Auch damals sprach er von «Textilien». Aber ich frug nicht weiter.

Fast plötzlich verabschiedete er sich. Im Stiegenhaus zückte er seine Brieftasche. «Würdest du mir einen Gefallen tun? Laß mit diesen fünfzig Franken das Grab der Derrer anständig bepflanzen. Leider habe ich keine Zeit, ich bin nur auf der Durchreise. Und schließlich war sie ja meine ‚Großmutter'», sagte er mit einem unverschämten Augenzwinkern.

Zwischen gefalteten Papieren zog er die Note aus einem Fach. Unbemerkt fielen ihm dabei zwei kleine Karten zu Boden. Ich dachte an Visitenkarten, hob sie auf und las sie.

«Vestinova», war mit roten Buchstaben als Blickfang aufgedruckt. Und kleiner, schwarz: «Chemische Reinigung, Mechanische Teppichklopferei, Vertilgung von Ungeziefer. Überreicht durch: Richard Coray, Geschäftsführer.»

Ich sah für einen Moment die Spielkarten im Schnee unter dem kahlen Kastanienbaum liegen. Buntes, zerschlagenes Glas. Eine wehe Ahnung durchzuckte mich: daß mein zweiter Blick in seine Karten das Ende unserer Freundschaft bedeuten würde, daß ich ihn nie mehr sehen würde. Denn es gibt Karten im Spiel des Lebens, die man fest in der Hand halten muß und nie auf den Tisch legen darf. Vor keinem Freunde, vor keinem Menschen überhaupt. Es sind die Illusionen, Träume und Enttäuschungen; Karten, auf die man einst alles gesetzt, und die dann doch von der Wirklichkeit übertrumpft wurden.

Selbst die beste Freundschaft erträgt einen Blick in diese Blätter nicht.

Er hatte bemerkt, daß ich die Karten las. Er zuckte die Achseln und ging langsam die Treppe hinunter. Als er noch einmal zurückblickte, hatte er jenen fragenden Kinderblick wie damals, als er in den trostlosen Winterhimmel hinaufblickte und den Möwen nachträumte...